

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

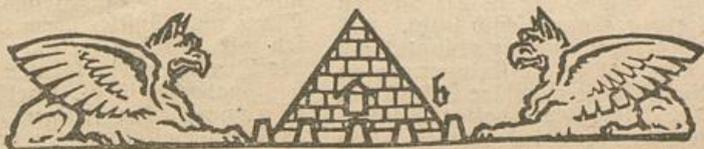
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1926

27.6.1926 (No. 26)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

15. Jahrg. No 26



27. Juni 1926

Karl Widmer / Aus dem alten Durlach.

2. Renaissance.

Seit dem 15. Jahrhundert fangen auch die Markgrafen von Baden an, Städtepolitik größeren Stils zu treiben. Ihr Land ist jetzt zu einem Fürstentum ausgewachsen, dessen Hauptteil, die Rheinebene, von der Bühler Gegend bis zur Pfalz mit den angrenzenden Schwarzwaldtälern bei Baden und Pforzheim ein großes, geschlossenes Territorium bildete. Damit war auch hier der Boden für ein reicheres Aufblühen städtischen Lebens gegeben. Schauplätze der Städtekultur werden in diesen Gegenden, wo es an alten Reichsstädten fehlte, fortan die fürstlichen Residenzen. Es bricht jetzt für die Künste das goldene Zeitalter des baukünstigen Absolutismus an. Seit die erstarrte Staatsgewalt in den deutschen Ländern den rauschenden Adel gebändigt und die gesicherten Zustände des Landfriedens geschaffen hatte, fangen die Fürsten in den Gebirgsgegenden Deutschlands an, von ihren Bergschlössern, auf denen sie während des Mittelalters nach Ritterart gehaust hatten, herabzusteigen und ihre Residenzen in die Städte am Fuß der Berge zu verlegen. Seitdem wird der Zug in die Städte und in die Ebene als dem natürlichen Boden städtischer Entwicklung immer deutlicher das Motiv, das die Schöpfungen fürstlicher Baukunst vom 16. bis 18. Jahrhundert beherrscht. Es führt in seiner letzten Konsequenz zu den künstlichen Städtegründungen im Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten.

In der Markgrafschaft Baden war es Christoph I., der im Jahr 1479 seine Stammburg Hohenbaden verließ und das Neue Schloss auf dem Hügel über der Altstadt gründete. Durch die Erbteilung von 1535 wurde die Markgrafschaft dann unter seine beiden Söhne Bernhard und Ernst geteilt. Baden-Baden blieb als Hauptstadt der oberen Markgrafschaft Residenz der Bernhardschen Linie. Hauptstadt der unteren Markgrafschaft und Residenz der Ernestinischen Linie wurde Pforzheim. Ernsts Sohn, Markgraf Karl II., ist es dann, der mit der Verlegung seiner Hauptstadt von Pforzheim nach Durlach einen weiteren entscheidenden Schritt getan hat. Die Ebene ist damit als Ziel der bisherigen Entwicklung erreicht.

Die Erhebung von Durlach zur Residenz fällt in die Zeit, als die deutsche Frührenaissance in der Profanbaukunst als der herrschende Baustil durchgedrungen war. Mit ihr beginnt der bedeutendste Teil der Durlacher Baugeschichte. Hauptaufgabe und Mittelpunkt der Bautätigkeit wird das neue Schloss des Markgrafen, die Karlsburg, wie sie nach dem Gründer Karl II. genannt wurde.

Das Dunkel, das seit der Zerstörung von Durlach über der Geschichte der Karlsburg gelegen hat, ist neuerdings durch die Untersuchungen von Hans Rott in seinem Buch über „Kunst und Künstler am Baden-Durlacher Hof“ wieder einigermaßen gelichtet worden. Danach wurde der Schloßbau im Jahr 1563 angefangen und war nach zwei Jahren schon so weit gediehen, daß Karl 1565 in Durlach einziehen konnte. Von den Architekten, die in dieser Zeit in den Diensten des Markgrafen tätig waren, hat sich keiner mit Bestimmtheit als der Schöpfer des Bauplans feststellen lassen. Sein Andenken ist mit jenem Werk untergegangen. Dagegen können wir uns von dem Schloß selbst jetzt wieder ein richtigeres Bild machen, als wie es seit seiner Zerstörung in der

Tradition der einheimischen Bevölkerung fortgelebt hat. Kurz vor dem Krieg sind zwei alte Zeichnungen aufgefunden worden, die der Durlacher Hofbaumeister Joh. Jak. Arhardt 1652 von einem „Carlsburgischen Schloß“ aufgenommen hat und die von dem Karlsruher Stadtarchivar Dr. Erwin Fischer als Hofansichten der Durlacher Karlsburg festgestellt worden sind. Sie stimmen auch genau mit den Grundrissen des Schlosses in den älteren Durlacher Stadtplänen vor dem Brand überein. Danach zeigte das Schloß Karls II., so wie es uns heute nur noch in einem kleinen, von der Zerstörung verschonten Rest erhalten ist, in Anlage und Architektur die bekannten Formen, wie sie bei allen Schlössern der deutschen Frührenaissance wiederkehren. Vier Flügel umschlossen in einem unregelmäßigen Viereck einen innern Hof, dessen Raum ungefähr den Platz zwischen dem heutigen Schloß und der gegenüberliegenden Häuserreihe in der Leopoldstraße entspricht. Die Unregelmäßigkeit des Grundrisses erklärt sich daher, daß die Fundamente und das Mauerwerk eines kleinen Jagdschlosses, das Karls Vater an dieser Stelle erbaut hatte, beim Neubau verwendet worden sind. Die Bauformen zeigen die für die deutsche Frührenaissance charakteristische Durchbringung der Gotik mit den Elementen des neuen Stils: hohe heimische Dächer mit Treppengiebeln, gotische Kippengewölbe und Fensterformen neben Rund- und Flachbogen und Dekorationsmotiven der Renaissance. Treppentürme mit steigenden Fenstern, die in die Ecken und an die Fassaden angebaut sind, vermitteln in der üblichen Weise die Zugänge zwischen den einzelnen Flügeln und zu den verschiedenen Stockwerken.

Der Haupteingang des Schlosses lag an der Nordfront gegen die Hauptstraße der Stadt. Auf der entgegengesetzten Seite, nach dem Marktplatz und Schloßgarten zu, lag ein südliches Torgebäude, der Prinzessinnenbau genannt; dies ist der einzige bewohnbare Teil des Schlosses, der die Zerstörung überstanden hat. Er ist jetzt im alten Stil wieder hergestellt. Die schöne Renaissance-tafel, die im Tor eingemauert ist, ist das Allianzwappen Karls II. und seiner zweiten Gemahlin Anna, einer kurpfälzischen Prinzessin. Es hat einstmalig den Haupteingang der Karlsburg an der Nordseite des Schlosses geschmückt.

Nach außen bot die Karlsburg noch einen durchaus wehrhaften Anblick. Im Südosten, wo sie an den Rand der Stadtmauer angrenzte, bildete sie mit ihren Außenwerken einen Teil der Stadtbesetzung. So bekam sie mit ihren starken Mauern und Toren, mit Gräben und Zugbrücken noch einen halb burgartigen Charakter, wie alle Schlösser dieses kriegerischen Zeitalters.

Ueberhaupt hat der Markgraf, der zwar als ein friedliebender Herr, zugleich aber auch als ein Meister des Artillerie- und Festungswesens gerühmt wird, auf die Sicherheit seiner Residenz besondere Sorgfalt verwendet. Stadt und Burg wurden reichlich mit neuem Geschütz ausgerüstet. Die vernachlässigten Stadtmauern wurden wieder instand gesetzt und die Tortürme zum Teil neu aufgebaut. Auch die Burgruine auf dem Turmberg, die „Durlacher Warte“, wurde weiter ausgebaut und mit dem System der Stadtverteidigung verbunden. Karl ließ an den gotischen Turm ein Treppentürmchen anbauen und nach der Rheinebene zu einen Mauerpfeiler davor aufrichten, der mit dem Turm

***) Sie sind für die Städtischen Sammlungen in Karlsruhe erworben worden und sind bei Rott S. 22 und S. 28 wiedergegeben.

*) Karlsruhe. G. B. Müllerscher Verlag, 1917.

durch eine hölzerne Plattform verbunden wurde. Auf dieser wurde eine Alarmkanone aufgestellt, um bei Kriegsgefahr Stadt und Land zu warnen, wenn ein Feind in die Nähe kam. In dieser Form hat der Turm die Stürme der nächsten Jahrhunderte überstanden. Als die Soldaten Melacs 1689 versuchten, den Turm zu sprengen, widerstand sein festes Mauerwerk dem Pulver. Nur das hölzerne Dach, das ihn gekrönt hatte, ist dabei abgebrannt.

Die Durlacher hatten beim Schloßbau noch ihre Untertanenpflicht durch Leistung der Banfrondienste erfüllen müssen. Die Erhebung ihrer Stadt zur Residenz brachte ihnen nun aber auch eine Besserung ihrer bürgerlichen Stellung. Die nächste und wichtigste Folge war die Aufhebung der Pelebeigenschaft. Am 17. Mai 1567 erschien das Manifest, worin alle Einwohner, Mann und Weib, Jung und Alt für ewige Zeiten davon losgesprochen wurden. Damit erhielt Durlach die bürgerliche Freiheit, wie sie die beiden älteren Hauptstädte Pforzheim und Baden schon seit Christoph I. besaßen. Die Durlacher bewiesen Karl denn auch ihre Dankbarkeit, indem sie ihm einen Brunnen mit einem Standbild errichteten. Es ist dies die Form des öffentlichen Denkmals, wie sie sich seit der Renaissancezeit in Deutschland eingebürgert hat und in unsern alten Städten zu einem so überaus charakteristischen Schmuck der Marktplätze geworden ist. Die Statue des Markgrafen krönte die Brunnenkappe in Gestalt eines geharnischten Ritters, der in der Rechten die Lanze trug und die Linke auf einen Wappenschild stützte. Als Marktribrunnen war der Durlacher Karlsbrunnen ursprünglich am Thor der Stadtkirche aufgestellt. Hier hat er die Erinnerung an den Erbauer der Karlsburg als eine äußerst populäre Gestalt der heimischen Geschichte bis in unsere Zeit lebendig erhalten. Schließlich mußte er aber wegen Baufälligkeit entfernt werden. Die Figur des Markgrafen wird jetzt im Durlacher Rathaus aufbewahrt und so vor der völligen Zerstörung durch Wind und Wetter geschützt.

Mit dem Einzug des Hofes veränderte sich auch das Leben in der Stadt selbst. Die eingeseffene Bürgerschaft behielt zwar zum großen Teil ihren landstädtischen, kleinbürgerlichen Charakter. Die Bestellung ihrer Aecker und Weinberge blieb nach wie vor ein wichtiger Teil ihrer Tätigkeit. Aber angezogen durch die vom Fürsten verliehenen Freiheiten von Person und Eigentum ließen sich auch wohlhabende Fremde von außen in Durlach nieder. Handel und Gewerbe bekamen eine größere Bedeutung im wirtschaftlichen Leben der Stadt und damit wuchs der Wohlstand und

die Einwohnerzahl. So erfüllten sich die Hoffnungen, die Karl II. auf die Verlegung seiner Residenz gesetzt hatte. Die Jahre von 1565 bis 1689 sind die Blütezeit des Durlacher Handwerks. Den größten Gewinn hatten dabei begreiflicherweise die Gewerbe, die für den Hof arbeiteten: Hofschlosser, Hofschreiner, Hofbäcker usw. wurden wohlhabende Leute. Und aus dem Handel ging auch schon der Stamm einer reicheren Kaufmannschaft hervor. (Moller: „Die Einwohnerschaft von Durlach im 18. Jahrhundert.“) Wie sich das Ausblühen der Stadt auch im äußern Straßenbild, im städtischen Häuserbau ausgeprägt hat, davon zeugt noch das stattliche Steinhäus in der Kronenstrasse (Nr. 47) mit der Jahreszahl 1588. Es ist der einzige Rest bürgerlicher Baukunst, der noch aus der Zeit des Schloßbaues erhalten ist. Das spätgotische Stabwerk der Türumrahmung zeigt uns, wie zäh das einheimische Bauhandwerk die überlieferten Stilkformen festzuhalten pflegte.

Den vornehmsten Teil der Einwohnerschaft in der neuen Residenz bildeten aber die Kreise, die mit dem Fürsten in Durlach eingezogen waren: der Adel und die Beamten, zu denen später auch die Professoren des unter Karls Nachfolger Ernst Friedrich gegründeten Gymnasiums kamen. Sie standen als eine bevorzugte Schicht über dem Bürger und repräsentierten durch Geburt, Rang und Bildung die höheren Stände in der Residenz.

Am Hof und um die Person des Fürsten sammelte sich auch alles, was sich in Durlach von feinerer Kultur, gesellschaftlichem Glanz und künstlerischem Leben entwickelte. Allzu großartig dürfen wir uns das freilich nicht vorstellen. Zumal die Kunstliebe der Durlacher Markgrafen hielt sich in bescheidenen Grenzen. Ein Mäzenatenhof ist die Karlsburg nie geworden. Erst Friedrich Magnus, der Zeitgenosse Ludwigs XIV., entfaltete ein glänzenderes Hofleben. Er hat in seiner Karlsburg auch schon ein kleines Hoftheater errichtet, auf dem mit den Damen und Herren des Hofstaats auch Prinzen und Prinzessinnen in den Singspielen und Schäferstücken im Geschmack jener Zeit auftraten. Später hat er auch ein eigenes Balletthor gehalten, eine Truppe von etwa hundert hübschen Mädchen, die in einem besonderen Gebäude des Schloßgartens wohnten und deren Uebungen der Fürst persönlich überwachte.

Mit Friedrich Magnus endete aber auch die Glanzzeit von Durlach. Unter seine Regierung fiel der erste der Schicksalsschläge, durch die das Werk Karls II. wieder vernichtet wurde und Durlach allmählich wieder zum Rang einer kleinen Landstadt herabsank. Es ist die Zerstörung von Durlach im Jahr 1689.

(Schluß folgt.)

Ingeburg Caselmann / Emil Strauß und Gottfried Keller.

Storm und Keller, Heise und Keller, auch Böcklin und Keller; aber — Emil Strauß und Gottfried Keller? Briefwechsel oder persönliche Bekanntschaft ist hier also nicht gemeint, auch keine Abhängigkeit Straußens von Keller. Gewiß war sollte in neuerer Zeit kein Epiker Meisters Gottfrieds Werkstatt ohne Gesellenbrief verlassen: es weißt auch wirklich keiner bei ihm, ohne zu lernen! Die und da schaut ihm sogar einer ein bißchen zu nah auf die kunstreichen Finger: so hat Ricarda Huch's liebevolles Versenken in des Meisters Werk ist in mancher ihrer kleineren Erzählungen dazu verleitet, äußere Stileigentümlichkeiten nachzuahmen; ähnlich ist bei Rudolf Bindings schönen „Legenden der Zeit“ eine Abhängigkeit vom Meister der „Sieben Legenden“ merktbar.

Von solchem wollen und können wir bei Emil Strauß gewiß nicht reden, vielmehr von einer Urverwandtschaft des schweizerischen und badischen Alemannen.

Verschiedenheiten springen sofort ins Auge; etwa, daß Keller kraftvoller sei, mehr Eisen im Blut habe als der feinnervigere Strauß; daß in dem einen der Maler, in dem anderen der Musiker stecke. Auch pflegen sich bei Keller nächtliche Gespenster in anmutige Jungfrauen anzulösen oder vielmehr zu verdichten, während bei Strauß der „Nachtmar“ sein mythisch-mystisches Dasein unaufgeklärt weiter fristet — was allerdings, ganz ernsthaft, eine verschiedene Einstellung den geheimen Mächten des Lebens gegenüber symbolisiert. Endlich ist Keller uns auch als Lyriker verehrungswürdig, während Strauß in seinem Drama „Vaterland“ seinem deutschen Fühlen, trotz des korinthisch gewählten Gewandes, dichterische Gestalt gab. Beider eigentlichstes Reich aber bleibt doch die Epik! Da sind beide unumschränkte Herrscher, der jüngere unabhängig vom älteren. Und wenn im Stil sich die Persönlichkeit offenbart, so bleibt uns nichts übrig, als zu gestehen, daß beide auch sehr verschiedene Persönlichkeiten sind: sie sind verschieden — aber doch nur wie nahe Verwandte und einander ebenso ähnlich! Dem gleichen Urgrund entsteigen sie, und in ganz bestimmtem Sinn äußern sie sich doch auch gleich; ja, auch ihr Stil zeigt eine große, nahe Verwandtschaft. Die liegt in der wunderbaren, herrlichen Schlichtheit, Ruhe und Klarheit. Ganz anders als etwa bei Raabe, der nach ruhevollster Schilderung plötzlich Stein auf Stein türmt, um sich jagende Ereignisse aus der Höhe über sie herunterspringen zu lassen, dient Keller wie Strauß ein ruhiger Fluß der Sprache, auch die unruhvollsten Bilder zu vermitteln. Ruhig und klar wie ein wolkenloser Herbsttag leuchtet ihre Sprache. Aber dem Herbst sind Frühling und Sommer mit Brausen und Gewittern vorangegangen,

dann erst kam die Zeit des Pflückens, der Reife. Ihre Ruhe ist gebändigte Kraft, nicht Mangel an Leidenschaft, an innerem Feuer; ihre Werke sind nicht Jugendschöpfungen, die die Form sprengen mit ihrem Ueberschwang, sondern reife Manneswerke, den „Grünen Heinrich“ jetziger Fassung inbegreifen. Beide haben gekämpft und gelitten und nur innerlich Erlebtes gestaltet, nicht vom Verstand erklügelteten Figuren ein Scheinleben eingehaucht. Doch wie auch das Meer hoch auf gegen den Himmel trockte, jetzt sehen wir geglättete Wogen, und auf ihnen leuchten Sonnenstrahlen: so ist auch ihr tiefer Humor leidgeboren. Gar manchmal gefeselt sich ihm eine scharf zielende Satire, sei es bei Pantrab dem Schmolker, der „durch ein mildes Tier und ein Weib“ geheilt wurde, sei es bei dem prahlerischen Engelwirt, dessen Selbstbewußtsein durch den bösen Schabernack der Dorfburschen erhebliche Einbuße erfährt.

Kellers stilistische Meisterschaft ist unbestritten, obwohl auch an dieser Sonne künstlerische Flecken entdeckt haben wollen. Dem Kranz aber, der dem besten der lebenden deutschen Stilisten gehöhrt, möchten wir Emil Strauß reichen — trotz Thomas Mann und Wilhelm Schäfer, die bei aller großen Kultur und Gelehrtheit des Ausdrucks sich durchaus nicht frei von Manier halten. Manier aber ist genau genommen doch eine gewisse Unwahrhaftigkeit. Bei Strauß dagegen wie bei Keller beglückt uns kristallklare Wahrhaftigkeit. Wer aus der Wahrheit ist, der muß auch ihre Stimme hören, die sich so mächtig erheben kann, reißt am eindringlichsten wohl, wo wir beide Dichter bei demselben Gegenstande, der ihr Leben so schmerzlich beschwerte, leidenschaftlich anklagen hören: der Schule. Wie bitter zürnt der grüne Heinrich der Schule, die den unmündigen Knaben austieß, den Wissenstüchtigen darben, ihr Bildungslieden bis ins Alter empfinden ließ! Ebenso leidenschaftlich klagt Heimers Freund Notwang (im „Freund Hein“) die Schule an, die den mit jeder Faser der Nerven angehörnden, für diese Kunst begnadeten bestimmten Jüngling, dem sich dafür die Mathematik vollständig verschließt, „aus der Flugsbahn dränate, in die Gott ihn warf“, so daß er zugrundegehen mußte. (Beide verurteilen übrigens nicht die Schule an sich, sondern die verhängnisvolle Konstellation, unter der gerade sie leiden mußten.)

Diese Anklagen entspringen dem tiefsten sittlichen Ernst, der Strauß wie Keller mit gleicher Stärke erfüllt. Beide wollen das selbe, beide sind dasselbe: Erzieher im schönsten Sinn. Bei Keller tritt das oft klarer zutage: Frau Regal Alvaun erzieht ihren Jüngsten, Marie Salander — so ganz unmerklich! — ihren Mann,

der Landvogt seine ehemaligen Liebsten, der Oheim den jungen Herrn Jacques durch Gabe und Aufgabe des ganzen Züricher Novellenfranzösischen. Strauß tritt ganz hinter sein Werk zurück, darin anders als Keller, der, nie lehrhaft, doch allgemeine Lebensweisheiten einführt und sich ganz deutlich als Erziehender zeigt, Erzieher seines Schweizer Volkes zu mannhafter, sittlicher und auch politischer Freiheit und Selbstständigkeit. Strauß erzieht scheinbar ganz absichtslos, nur durch die Menschen seiner Dichtung, die in all ihrer ergreifenden Menschlichkeit vorbildlich wirken, wie die Mutter Heiners in ihrer inneren Harmonie, ihrer überlegenen Mütterlichkeit; wie der Urgroßvater im „Spiegel“, — dem feinsten „Lob des Herkommens“ neben dem des „Grünen Heinrich“, — mit seinem unablässigen Ringen nach dem Höchsten, der unerbittlichen Forderung an sich und die Seinen; wie endlich auch der Hauptmann Göhlin im „Nackten Mann“, der der Vaterstadt die Treue halten muß gegen den fürstlichen Freund. Wie Keller seiner Vaterstadt in den „Züricher Novellen“, so hat Strauß in dem „Nackten Mann“ Pforzheim ein erzüberdauerndes Denkmal gesetzt; es darf darauf stolzer sein als auf den gelährten Herrn Jos. Neuchlin; jeder Badener sollte diesen historischen Heimatroman neben den „Eckehard“ stellen! Das Wort historisch könnte irreführen und abschrecken in unserer Zeit, die den Historismus glücklich über Bord geworfen hat. Nur gemacht, der Strauß'sche Roman ist von löstlicher Unmittelbarkeit, ganz und gar nicht historisch kostümiert. Er schenkt uns das nicht zeitlich gebundene, zu tiefst Menschliche in den Kämpfen und Leiden unserer lutherischen oder kalvinistischen Vorfahren. Damit gibt er uns ein lebendiges Stück badischer Geschichte; hier ist er selbst in der Stoffwahl dem Dichter der „Arula“ verwandt, der in die Schweizer religiösen Wirren des 16. Jahrhunderts führt, aus welchen Hansli Gyr allerdings seine Liebste erlöst, wie vermuthlich der Pforzheimer Apotheker seine kalvinistisch beunruhigte Pella Breitschwert.

Auch daß beide Dichter Glaubensfragen behandeln, entspringt dem gleichen Urgrund ihres Fühlens, der derselbe ist und bleibt, auch wo es sich nicht im engeren Sinn um Religion handelt, ihrer Frömmigkeit. Kellers sittliche Kraft wurzelt nicht in nüchternem Erkenntnis, sondern in der Ehrfurcht vor dem Lebenden, der heiligen Liebe zum Menschen, zum Gott in der eigenen Brust. So ist der in die Zeit Feuerbachs und Darwins hineingeborene „Altheist“ und „Materialist“ Keller wahrlich fromm. Genau so Strauß, der die Bekenntnisse als zerbrechliche, doch uns notwendige Gefäße ansetzt, den Perlektan der Gottheit zu fangen. Beide stehen über den landläufigen Bekenntnissen, ohne nun ihr Gefäß für unzerbrechlich zu halten. Ihr freier Standpunkt über den hergebrachten Formen läßt sie bei deren Anhängern mit scharfem Auge schadhafte Stellen der Gefäße erblicken, und sie pochen mit erbarmungslosem Finger daran oder lassen die Schlaglichter des Humors solche Stellen besonders schalkhaft beleuchten. Die geistlichen Herren hüben und drüben müssen des öfteren daran glauben, sei es Kellers beleibtes Pfäfflein, das über Unsterblichkeit und Ewigkeit predigt und drei armselige Stunden zwischen Nachmittag und Abendessen nicht herumbringen kann, sei es Straußens kalvinistischer Prälat, der so gut nach Wein schmeckt

und das Echo in der Kirche ausprobiert. Diesen wider Willen komischen Gestalten steht die Blutsverwandtschaft auf dem Gesicht geschrieben. Auch der musikalische Teufel im „Spiegel“, der auf seinem verbräunten Schwanz Flöte spielt, ist eines Stammes mit dem von der heiligen Jungfrau besiegten, und das himmlische Konzert ruft dieselbe Erdensehnsucht hervor wie der Gesang der neun Musen im „Tanzlegendchen“. Und doch sprechen wir selbst hier nicht von Abhängigkeit, sondern von innerer Verwandtschaft Straußens mit Keller. Der Teufelstraum im „Spiegel“ ist zwingend, innerlich notwendig, mit seinem bunten Arabeskenwerk; nicht nur ein glücklicher Einfall, der dann schön unter „Keller“ und ausgebaut wurde. Als Genossen müssen auch die mehr oder minder ehrsamten Selbwyler Herren den amerikafahrenden Engelwirt, der allerdings waderer schaffen kann, als sie alle zusammen, in ihre Sippe aufnehmen. Verwandt ist aber auch das Volk in seiner Gesamtheit, wie die beiden Dichter es schauen: beeinflussbar, noch nicht selbständig, und doch zum Lichte strebend und voll Kraft und Treue, wie die „Sieben Aufrechten“, wie die Pforzheimer, die in der verwaisten lutherischen Kirche selbst Gottesdienst halten und unter dem Eindruck des ergreifendsten Gebetes alte Zwistigkeiten begraben. Verwandt sind nicht minder die edlen, in aller echten Weiblichkeit selbstlicher handelnden Kellerschen Frauen mit den Strauß'schen Gestalten. Wenn wir sie zu einander führen, so sehen wir mit Freuden, wie Frau Regal Amrain und Marie Salander die zartere Mutter Heiners herzlich als Base begrüßen, wie sie die kinderlose und doch so mütterliche Engelwirtin altvertraut in ihrer Mitte willkommen heißen, und wie die herrliche alte Tante, deren klares Antlitz uns aus dem „Spiegel“ so liebevoll, erustfroh und durchdringend anschaut, in ihrer Krankheit von ihnen nicht vergessen wird: sogar Figura Ten neigt sich über ihre Hand.

Wie Keller als der getreue Eckhart des Schweizer Volkes erscheint, so dürfen wir in Emil Strauß schon jetzt eine Verkörperung edelsten, reinsten süddeutschen Geistes erblicken. Als er vor kurzem 60 Jahre alt wurde, ist vielfach auf ihn hingewiesen worden. Das war recht und billig und hat sicher Gutes gewirkt; man sieht das Aufhören der Wellenkreise ja nicht. Mancher aber wird ihn loben, ohne von einem „Nimm und lies“ bejammern zu werden; ein zweites Mal stimmt ihn schon geneigter, ein drittes wird ihn vielleicht wirklich zum Leser machen und damit für alle Zeit unendlich bereichern. Ein Dichter, der wie Strauß in seiner Dichtung, wie in seinem Leben so ganz hinter das Werk zurücktritt, der so vornehm und bescheiden in der Stille wirkt, einer, dem alles irgendwie Reklamehafte so weltentfern liegt, muß es in diesen von Reklame überschrienen Zeiten schon geschehen lassen, daß andere versuchen, sich mit ein wenig „Werbekunst“ in seinen Dienst zu stellen. So möchten auch diese Zeilen werden für den Keller verwandten Dichter, dessen eigenes Wesen wir vielleicht am schönsten umschrieben finden in den Versen, die der junge Kottwang auf seinen Freund Heiner gedichtet hat:

„Das Reinste bin ich auf der schönen Erde,
Und Gottes Hauch geht ungetrübt durch mich
Und weht dir zu aus jeglicher Gebärde.“

Anna Kupferschmid / Französische Erinnerungen an Baden-Baden.

Zu Anfang der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts war die schönste, gefeiertste, interessanteste Frau Europas und die tonangebende Modedame der ganzen Welt die Kaiserin Eugenie von Frankreich. Ihr Gemahl Napoleon III. war zwar nur ein Abenteuerer und eine „Gichnas“-Ausgabe des großen Napoleon, aber Frankreich war eine gefürchtete Großmacht, die ein nicht zu verachtendes Instrument im europäischen Konzert spielte. Vieleicht interessieren sich manche Leser für einen Beitrag der Kaiserin in Baden, wie ihn ihre Hofdame und ständige Begleiterin, Madame Carotte, in ihren Memoiren „Souvenirs intimes des Tuileries“ schildert. Doch nicht wegen der uns zweimal gleichgültig gewordenen Kaiserin Eugenie selbst, sondern wegen der Ausführungen über das badische Großherzog- und preussische Königspaars, das im Jahr 1864 gleichzeitig in Baden-Baden weilte. Die Memoirenschreiberin läßt in ihren Schilderungen den Charaktereigenschaften, der Bildung und der Liebeshwürdigkeit des badischen Großherzogs- und preussischen Königspaars Gerechtigkeit widerfahren, auch speziell der Königin Augusta. War diese bei Gelegenheit ihres „Morgentaffees“ auch ein bißchen arg zerzaust, so mag das seine geheimen Ursachen haben. Vielleicht hat die Herrscherin die Hofdame etwas gar zu herablassend behandelt? Vielleicht hat sie sie gar „ma chère“ (meine Liebe) genannt? Wer weiß es? Doch lassen wir Madame Carotte erzählen:

„Im Jahre 1864 suchte die Kaiserin Eugenie Heilung in Bad Schwalbach. Sie litt an nervösen Magenkrämpfen, konnte nichts mehr verdauen und war sehr elend. Verhandlungen mit den deutschen Höfen hatten zu dem Ergebnis geführt, daß man das Infinitiv der Kaiserin streng respektieren werde, und ihrer Majestät absolut keine Repräsentation zugemutet werden solle. So reiste sie denn am 5. September als Gräfin Pierrefonds nach Deutschland. In Schwalbach lebte sie genau nach den Vorschriften, wie jeder gewöhnliche Kurgast und gewann sich durch ihre Einfachheit und Liebeshwürdigkeit alle Herzen. Unter den deutschen Fürsten, die ihr Besuch machten, war auch König Wilhelm von Preußen, der jedes Jahr einige Zeit bei seiner Tochter, der Großher-

zogin Luise, in Baden-Baden weilte. Er zeigte gegen die Kaiserin eine etwas väterliche Galanterie und verband mit seinem Besuche den Hintergedanken, ihre Majestät, die durchaus für sich bleiben wollte, zu einem Besuche zu bewegen. Wenn die Kaiserin der Franzosen auf deutschem Boden weilte und jede Verührung mit der preussischen Königsfamilie vermied, so hätte das leicht von Europa als ein Zeichen sehr kühlher Beziehungen zwischen den beiden Ländern angesehen werden können. Der König ließ daher seine ganze Liebeshwürdigkeit spielen und betonte immer wieder den lebhaftesten Wunsch der Königin Augusta, mit ihrer Majestät zusammenzutreffen. Baden-Baden sei ja so nahe bei Schwalbach! Die Kaiserin entschuldigte sich mit ihrer Gesundheit, mit dem Verbot der Ärzte, die nur auch nur einen Tag zu unterbrechen; sie betonte, sie habe nicht einmal Toiletten mitgebracht, um nicht in Versuchung zu kommen. Der König zog sich endlich sehr enttäuscht zurück, so etwa, wie jemand, der gerne ein Fest geben möchte und dessen Einladung abgelehnt wird.

Als die Heimreise der Kaiserin heranrückte, erschien der Großherzog von Baden, um im Namen der königlichen Familie nochmals zu bitten, die Kaiserin möchte in Baden-Baden zu einem Besuche Halt machen. Nach der Gastfreundschaft, die sie auf deutschem Boden genossen hatte, wäre es wirklich ungeschicklich gewesen, so dringenden Bitten zu widerstehen, und im Einverständnis mit dem Kaiser sagte Ihre Majestät dem auch zu, einige Stunden in der königlichen Familie zu verweilen. Es wurde beschlossen, in Baden-Baden im Palais der Herzogin von Hamilton, Tochter der Großherzogin Stephanie und Kusine des Kaisers, abzustiegen und von da die Besuche zu machen. Um Aufsehen zu vermeiden, schickte man die Dienerschaft und das Gepäck direkt nach Baden, und um zu gelegener Stunde anzukommen, beschloß man, in Mannheim zu übernachten. Die Kaiserin nahm nur eine einzige Kammerfrau mit sich und das kleine Gefolge nur eine Tasche mit den zum Übernachten nötigen Sachen. Ihre Majestät trug ein sehr einfaches Reisekleid, einen kleinen Hut und ein Täschchen von Fischotterpelz. Damals reisten viele Franzosen,

und so fiel sie mit ihrer Begleitung nicht auf. In einem Mannheimer Gasthof waren unter anderem Namen Zimmer bestellt, und das Infognito blieb vollständig gewahrt. Während des Essens wurde plötzlich ein Telegramm an den Grafen von Cossé-Brissac gebracht. Er verweigerte die Annahme und ging hinaus, um sich erklären zu lassen, weshalb man ihn für den Grafen von Cossé-Brissac halte. Am andern Morgen wurde die Reise fortgesetzt, um gegen 12 Uhr in Baden zu sein. Dort dachte die Kaiserin ihr Gepäck vorzufinden, um sich für ihren Besuch bei der Königin und der Großherzogin umzukleiden. Als die Reisenden aber in Karlsruhe ankamen, war eine ungeheure Menschenmenge an der Bahn. Ein zahlreicher Generalstab wartete auf dem Perron und Militärkapellen spielten „l'air de la reine Hortense“. Kaum hielt der Zug, so erschien der König von Preußen in großer Uniform mit dem Helm auf dem Kopfe an der Türe des Wagens, in dem sich die Kaiserin befand, und bat um die Erlaubnis, ihr den Großherzog vorstellen zu dürfen, der Ihre Majestät bei der Ankunft in seinem Lande begrüßen möchte. Dann stieg er mit seinem Schwiegersohn und einigen Herren ein, und der Zug rollte weiter. Die Liebenswürdigkeit der Kaiserin war jeder Situation gewachsen; aber sie konnte sich nicht enthalten, dem König ihre Ueberraschung auszusprechen: „Warum haben Eure Majestät mich nicht benachrichtigt, daß ich das Vergnügen haben würde, Sie hier zu treffen?“ „Aber,“ sagte der König, „ich habe ja gestern an den Grafen Cossé-Brissac telegraphiert, daß wir Eurer Majestät bis Karlsruhe entgegenfahren würden.“ Das war die Depesche gewesen, die der Graf am Abend nicht angenommen hatte.

Bei der Ankunft in Baden kam es noch ganz anders. Der ganze Bahnhof war ein Blumenmeer. Die Königin von Preußen, die Großherzogin, in großer Toilette, der ganze Hof, die ganze Stadt erwarteten die Kaiserin. Die Begrüßung fand also vor einer Menschenmenge statt. Die zerdrückten Reisekleider der Ankommenen passten sehr schlecht zu diesem Galaempfang. Da Ihre Majestät den Wunsch äußerte, sich einen Augenblick auszuruhen, wurde sie und ihr Gefolge in Hofequipagen zur Herzogin von Hamilton geführt, aber unter der ausdrücklichen Bedingung, daß die Kaiserin am Abend das offizielle Diner annehmen werde, das ihr die Großherzogin anbiete.

Im Pavillon Hamilton angekommen, entledigte sich die Kaiserin, die todmüde war von der frühen Abreise, der langen Unterhaltung mit dem König unterwegs, dem Staub und der Hitze, die plötzlich unbeschreiblich geworden war, vor allem ihrer Oberkleider und schlüpfte in einen Frisiermantel. Aber noch war keine Viertelstunde vergangen, als der König von Preußen, getrennt den Gesetzen der Etikette, sich einfand, um der Kaiserin einen Besuch zu machen. Die Etikette verlangte, daß Ihre Majestät ihn sofort empfing. Die Koffer waren noch nicht einmal ausgepackt; also sofort wieder in die Reisetoylette, die in einem schwarzeidenen Röckel und einer rotwollenen Taille bestand, sehr passend für das Infognito in der Eisenbahn, aber nicht für einen offiziellen Königsempfang, und so mußte denn das Otterselljäckchen wieder herhalten, in dem sie fast ersticke während der Unterhaltung, die nochmals eine gute halbe Stunde dauerte.

Während die Kaiserin sich mit dem König unterhielt, machte das Gefolge schleunigst Hoftoilette, und sobald die Kaiserin frei war, war sie auch in wenigen Minuten zum Besuch bei der Königin Augusta umgekleidet, bei der sich der Großherzog, die Großherzogin und die beiden Hofstaatanten befanden. Der Tag flog nur so hin zwischen Besuchen und Besichtigung der Stadt, und in Eile mußte Toilette gemacht werden für das Diner bei der Großherzogin. Diesmal glückte sie, und Ihre Majestät mit Gefolge konnte den Eindruck verwischen, den die Ankunft gemacht haben mußte, und konnte französischen Geschmack und französische Eleganz zur Geltung bringen. Ihre Majestät wurde von der ganzen königlichen Familie mit ausgezeichnetester Höflichkeit und Liebenswürdigkeit empfangen. Nach einem großartigen Gastmahl fand Empfang

statt; dann wurde musiziert. Madame Barbot, die große Sängerin, die gewöhnlich einen Teil ihres Sommers in Baden verlebte, wo sie sich der ganz besonderen Gunst der Königin Augusta erfreute, sang einige ihrer schönsten Arien.

Man hat die Kaiserin inständig, ihren Aufenthalt zu verlängern. Ihre Majestät entschuldigte sich, daß sie die Abreise bereits um 24 Stunden verschoben habe und daß der Kaiser sie erwarte. Der kaiserliche Hofzug sei eingetroffen, und sie müsse nach Frankreich zurück. Die Königin Augusta überhäufte die Kaiserin mit Liebenswürdigkeiten und Zuorkommenheiten. Sie bestand darauf, daß Ihre Majestät am andern Morgen um 8 Uhr vor der Abreise „den Kaffee bei ihr trinken“ müsse. In der Tat mußte man wieder Empfangstoylette machen, und pünktlich um 8 Uhr kam Ihre Majestät mit Gefolge bei der Königin an, wo eine Art Lunch vorbereitet war. Die ganze königliche Familie und beide Höfe waren wieder vereinigt und trotz der frühen Morgenstunde alle in großer Hoftoilette. Die Königin trug ein Kleid von hellblauem Taft, mit weißen Spitzen garniert, und einen blauen, mit Federn geschmückten Hut.

Die Königin Augusta wollte liebenswürdig scheinen und war es bis zur Affektiertheit. Sie sprach mit einem Redeschwall, der keine Zeit für eine Antwort übrig ließ. Ideen, Betrachtungen, Erzählungen wirbelten durcheinander wie in einem Selbstgespräch, in dem sie alle Thematika erschöpfen wollte. Da sie sich eine Haltung ausgeklügelt hatte, die ihren Geist und ihren Rang zur Geltung bringen sollte, so bot sie manchmal geradezu anstößige Gegenfälle, und die Natürlichkeit fehlte ihr. Alles an ihr war zurechtgestutzt, wie ihre Toilette. Sie wandte oft von oben herab familiäre Anreden an. „Meine Liebe“ kam es von ihren Lippen schon nach wenigen Sätzen, in denen sie Fragen stellte, die sie schnell selbst beantwortete. Sie wollte von allem unterrichtet scheinen, alle Welt kennen, alles wissen. Auf einem Kanapee neben der Kaiserin sitzend, die sie zum erstenmal in ihrem Leben sah, drückte sie ihr zärtlich die Hände und unterhielt sie, ohne sie anzusehen, ohne die Augen aufzuschlagen, von allem, was sie anging und sie interessieren konnte, und zwar in so intimer Weise, als ob sie ihr Leben lang gekannt hätte. Sie sprach ein sehr reines Französisch, fast ganz ohne Akzent. Sie hatte alle französischen Werke gelesen, alle Zeitungen, die in Frankreich erschienen, und kannte alle französischen Schriftsteller, die sie übrigens sehr gut und treffend beurteilte. Die Erfrischungen dieser morgendlichen Mahlzeit bestanden vor allem in Milchkaffee, einem Getränk, das allen Bedürfnissen in Deutschland entspricht und das man zu jeder Stunde des Tages genießt. Es gab dann zu Ehren der Franzosen noch Tee, Schokolade, kaltes Fleisch und Brötchen aller Arten. Sehr schönes Silber war der einzige Schmuck der Tafel, die nichts von dem reizenden Arrangement zeigte, das die Kaiserin an ihrem Hofe gewöhnt war. Auf 9.40 Uhr war die Abreise festgesetzt. Man trennte sich aufs herzlichste, und der ganze Hof begleitete die Kaiserin an ihren Waggon.

Ein alter Kammerherr, welcher der Verfasserin der Memoiren besondere Aufmerksamkeit schenkte und sich in Komplimenten erschöpfte, brach mitten im Satz ab, als er sah, daß die Kaiserin zum Einsteigen bereit war. „Ich muß hören, was die Kaiserin zum König sagt. In den letzten Worten ist meistens das ganze Resultat solcher Ereignisse zusammengefaßt, wie wir eben eines erlebt haben.“ Und eilends stetzte er auf seinen mageren Beinen davon. Das letzte Wort, das die Kaiserin sagte, war: „Auf Wiedersehen!“

Bei ihrer Ankunft in Saint-Cloud um 7 Uhr abends fand die Kaiserin eine Depesche der Königin Augusta vor, die sich erkundigte, ob sie gut angekommen sei und ihr nochmals im Namen der ganzen königlichen Familie für ihren Besuch danke, und um 10 Uhr traf ein Telegramm der Großherzogin ein, die sich ebenfalls erkundigte, ob sie glücklich angekommen sei und nicht zu sehr ermüdet von der Reise. Großherzog und Großherzogin schickten ihre ergebensten Empfehlungen.

Helmuth Richter / Die ferne Geliebte.

Aus dem alten Apfelbaum
Fallen die Blüten im Abendwind;
Wenn die Nachtigall ruft,
Erscheint mir die ferne Geliebte.

Auf der Gartenbank
Lächelt sie neben mir
Und blickt mich an
Wie einst in der Kinderzeit. —

Die Jahre fliehen,
Der Frühling stürzt in den Herbst,
Und Sommer rauschen und Winter geh'n —
Wenn der Garten blüht,
Wenn die Nachtigall ruft,
Erwartet mein Herz die Geliebte.

Ah, ihre Kinder
Spielen schon hell um sie her.
Im einsamen Zimmer
Wartet mein Herz.

Still! Still! Wer pocht?
Am Fenster der Abendwind!
Die Jahre fliehen,
Sie wird nicht kommen.